

Luzerns Beitritt zur Eidgenossenschaft : Grundlagen für die Feier des VI. Zentenariums in der Schule

Autor(en): **Dommann, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **18 (1932)**

Heft 32

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-531104>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SCHWEIZER-SCHULE

WOCHENBLATT DER KATHOL. SCHULVEREINIGUNGEN DER SCHWEIZ
DER „PÄDAGOGISCHEN BLÄTTER“ 39. JAHRGANG

BEILAGEN: VOLKSSCHULE - MITTELSCHULE - DIE LEHRERIN

FÜR DIE SCHRIFTFÜHRUNG DES WOCHENBLATTES: J. TROXLER, PROFESSOR, LUZERN, VILLENSTRASSE 14, TELEPHON 21.68
ABONNEMENTS-JAHRESPREIS FR. 10.— (CHECK Vb 92), BEI DER POST BESTELT FR. 10.20. AUSLAND PORTOZUSCHLAG
INSERATEN-ANNAHME, DRUCK UND VERSAND DURCH DEN VERLAG OTTO WALTER A.-G., OLTEN - INSERTIONSPREIS: NACH SPEZIALTARIF

INHALT: Luzerns Beitritt zur Eidgenossenschaft — Maria Montessori und ihr Erziehungssystem — Schulnachrichten — Wohlverhalten heimgekehrt — BEILAGE: Volksschule Nr. 14.

Luzerns Beitritt zur Eidgenossenschaft

Grundlagen für die Feier des VI. Zentenariums
in der Schule.

Von Dr. H. Dommann.

Das sechshundertjährige Bestehen des Vierwaldstätterbundes ist für die ganze Schweiz bedeutsam. Auch den Erzieher und Lehrer ausserhalb der Waldstätte mahnt das Luzerner Jubiläum zu besinnlichem Rückwärtsschauen auf die geschichtlichen Grundlagen dessen, was wir in der grösseren Eidgenossenschaft der 22 Kantone als Erbe der Vergangenheit geniessen und künftigen Generationen fortbildend erhalten. Dieses Studium der Wurzeln unseres heutigen staatlichen und kulturellen Seins und die erzieherische Auswertung für Gegenwart und Zukunft ist eine der schönsten und wichtigsten Aufgaben der Pflanzstätte unserer Zukunft. — Meine Darstellung möchte eine gewisse Zeitanschauung, einige Grundlagen und Anregungen für die Behandlung der Jubiläumstatsachen in den oberen Schulklassen geben. Sie stellt die lokalen Ereignisse in den grossen Zusammenhang des europäischen Geschehens jener Jahre und entwirft eine Skizze des kulturellen Seins am Ausgang des Mittelalters. Unsere Landesgeschichte lässt sich ja — dessen wollen wir uns bei allem schweizergeschichtlichen Unterricht bewusst sein — politisch und kulturell nur dann in ihren zeitgeschichtlichen Bedingungen und in ihrer Eigenart wirklich verstehen, wenn der allgemeine Zusammenhang immer im Auge behalten wird.

Welches sind zunächst die wesentlichen Linien des Kulturbildes zu Beginn des 14. Jahrhunderts? Gestützt auf das Urteil Schäfers, eines bedeutenden protestantischen Erforschers des Mittelalters, schreibt Dr. Franz Braun in seiner «Weltgeschichte im Aufriß»: «Das Mittelalter gilt als minderwertige Zeit. Es ist in weiten Kreisen Brauch geworden, die Worte «mittelalterlich» und «rückständig» als gleichbedeutend zu gebrauchen. Wer sich zum Verständnis des Mittelalters durchringt, kann aber nicht anders als staunen über die ausserordentliche Beweglichkeit, das keimende, sprossende Drängen der Zeit, die nach jeder Richtung hin Neues erstrebt und schafft. Schon der oberflächliche Blick zeigt, dass das Jahrtausend, das zwischen dem Untergang des Weströmischen Reiches und der Entdeckung Amerikas liegt, mehr leistete für die Aufdeckung der Erde, als jenes,

das die Tiberstadt als Mittelpunkt staatlichen Lebens kannte. Länder, die den Römern höchstens vom Hörensagen bekannt geworden waren, sind jetzt hell ins Licht der Geschichte getreten, haben am europäischen Staaten- und Völkerleben selbständigen, eigenartigen Anteil genommen, nicht nur Deutschland . . ., sondern auch Skandinavien, die entlegenen Gestade der Ostsee, Polen, Ungarn, weit über die Grenzen Pannoniens und Dakiens hinaus. Von Konstantinopel aus ist Russland in christliche Bahnen gelenkt worden . . . Trotz der Verluste jenseits des Mittelmeeres übertraf die christliche Länderwelt des ausgehenden Mittelalters die römische an Umfang um mehr als das Doppelte . . . Die mittelalterlichen Städte sind zu weit grösserer Selbständigkeit gelangt, als römische Städte je erreicht haben . . . Der mittelalterliche Verkehr hat sich weit hinausgehoben über das, was das Altertum gekannt hat . . . Das Mittelalter hat christlichem und abendländischem Wesen weiterhin neuen Boden gewonnen . . .» Dieser positiven Wertung mittelalterlichen Fortschrittes muss noch als wesentlich Positives beigefügt werden, dass jene Jahrhunderte — vor allem die Kreuzzugszeit — das Bewusstsein der abendländischen Kulturgemeinschaft weckten und pflegten, dass sie eine grosse geistige Geschlossenheit, ein starkes, ständisch gestuftes Gemeinschaftsleben unter der höchsten Autorität des Papsttums und des Kaisertums sicherten und das ganze reiche Kulturschaffen einheitlich überwölbten und zusammenfassten durch den einen Glauben und die eine abendländische Kirchengemeinschaft. Diese Grundrichtung abendländischen Kulturgeistes konnte sich als Ideal trotz den zeitweiligen Sonderbewegungen auf geistigem, staatlichem und sozialem Gebiete behaupten. Erst der verschärfte Individualismus und Subjektivismus des Humanismus, der Renaissance und der Reformation und der übersteigerte Nationalismus haben jene Einheit dauernd zersprengt und die Zersplitterung geboren, die ein Grundzug unseres heutigen Kulturlebens, eine wesentliche Ursache der jetzigen grossen Krise auf geistigem, wirtschaftlichem und staatlichem Boden ist.

Beginnen wir die Betrachtung unseres Zeitbildes beim geistigen Leben! Prof. Gustav Schnürer sagt in der Einleitung zum 3. Band seines Werkes «Kirche und Kultur im Mittelalter» von den kirchlichen Verhältnissen: «Der Zug, welcher in der kirchlichen Be-

Tit. Schweizer. Landesbibliothek
B e r n

wegung des 14. Jahrhunderts hervortritt, ist der Niedergang der päpstlichen Macht . . . Auf Anagni folgt die Residenz der Päpste in Avignon, das avignonische Exil . . . Indem beide internationalen Faktoren, Papsttum und Kaisertum, an Macht und Einfluss zurückgehen, lockert sich die ideale Einheit des christlichen Abendlandes . . . Macht, Einfluss, Einkommen waren Ziele, die nur zu sehr egoistischen Bestrebungen galten und im hohen Klerus weithin nachgeahmt wurden . . . Es begann den Männern der Kirche von oben bis tief nach unten an dem inneren Schwung zu fehlen, ohne den am wenigsten das religiöse Leben auszukommen vermag. Die Fürsorge, die der hohe Klerus der Förderung von geistiger und materieller Kultur zuwandte, konnte dafür kaum entschädigen . . . Nach dem grossen religiösen Aufschwung, der in den Zeiten der Kreuzzüge, der Entstehung der Bettelorden, der Hochblüte der Scholastik, dem Aufkommen der Gotik sich gezeigt hatte, trat eine Erschlaffung ein, ein nüchternes Arbeiten für irdische, selbstische Ziele. Ueberall zeigt sich ein Nachlassen, auch auf dem Gebiete der theologischen und philosophischen Arbeiten des 14. Jahrhunderts . . . Die Emanzipation der Laien . . . das Anknüpfen der städtischen Bürger gegen die Privilegien des Klerus schuf eine Stimmung, welche die Waffen kirchlicher Disziplin stumpfer machte . . . » Eine Folge dieser Entwicklung war später die Verweltlichung, die *Laisierung der Kultur*. Schon jetzt begann der Staat allmählich der Kirche Kulturaufgaben abzunehmen. Neben die Geistlichen trat im geistigen Schaffen immer deutlicher ein gebildeter Laienstand, zunächst im Feudaladel, dann im Bürgertum. Das zeigt besonders die *Literatur*, wo neben der geistlichen Dichtung zuerst die höfische Ritterdichtung Raum gewann. Das Studium des römischen Rechtes, das Streben nach Gleichberechtigung mit dem geistlichen und weltlichen Adel führte zur schärferen Betonung und Verfechtung staatlicher Ansprüche gegenüber den kirchlichen. Bezeichnend für diese beginnende Laisierung und Demokratisierung des Gemeinschafts- und Kulturideales ist im Jahre 1328 die Wahl Königs Ludwigs von Bayern zum Senator und Kapitän des römischen Volkes, an Stelle der Kaiserkrönung durch den Papst; auch der Kurverein von Rense, der die Kaiserwahl den deutschen Fürsten übertrug. — In der *Philosophie* begann im 14. Jahrhundert gegenüber dem Streben nach Harmonie zwischen Wissen und Glauben, gipfelnd im Werke der grossen Heiligen Thomas von Aquin und Albertus Magnus — der Niedergang. Der Spätscholastiker Wilhelm von Occam wurde als Nominalist der «Vorläufer unserer modernen Erkenntnistheoretiker, die auf dem Empirismus, die sinnliche Wahrnehmung als Erkenntnisquelle, alles abstellen.» (Schnürer III. 166).

Neben den angedeuteten Schattenseiten: den kirchlichen Misständen, den Streitigkeiten der Scholastiker und Rechtslehrer, gibt es aber auch erfreuliche *Lichtseiten* im religiös-geistigen Leben jener Jahrzehnte. Fruchtbar für Religion und Literatur war vor allem die *Mystik*, die gefühlsmässige Versenkung in die Glaubenswahrheiten. Seit Bernhard von Clairvaux, Franz von Assisi, Bonaventura, Mechthild von Magdeburg, Gertrud der Grossen wuchs die Bewegung.

Ich nenne für das 14. Jahrhundert die hl. Katharina von Siena, die hl. Brigitta von Schweden, den Dominikaner Meister Eckhart, seinen Ordensbruder Johannes Tauler, den lebenswürdigen Heinrich Seuse, dessen geistliche Tochter Elsbeth Stigel, die Mystikerin von Töss. Neben der Verweltlichung des hohen Klerus, der Pfründenhäufung, der Aristokratisierung der Klöster, der Proletarisierung der niederen Geistlichkeit sind solche Erscheinungen tiefer Religiosität und die immer noch starke Glaubensbetätigung im Grossteil des Volkes Lichtblicke, die im 14. Jahrhundert noch viel zahlreicher waren als in den folgenden Jahrhunderten. Von den besten Seiten jener Zeit zeugen jedenfalls die Dome und Münster, die namentlich seit der Hochblüte der *Gotik* in jeder bedeutenden Stadt diesseits der Alpen als Denkmäler religiösen Sinnes, als Wahrzeichen fürstlichen und bürgerlichen Kunstsinnes erbaut wurden. Mit dieser in ihren Baulinien, in ihren Fialen und Türmen himmelwärts weisenden Architektur blühte auch die Plastik, die Glas- und Buchmalerei. Die kirchliche Kunst gab ihre Formen der weltlichen, die sich in stolzen Burgen, in Stadttürmen, Rathäusern und Bürgerhäusern betätigte.

Höchst bedeutsame Verschiebungen und Umschichtungen vollzogen sich in der Zeit, von der wir sprechen, vor allem auf dem Boden des *wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens*. Friedrich Zoepfl schreibt darüber in seiner neuen «Deutschen Kulturgeschichte» (I. 244): «In der alten Zeit war das staatliche und soziale Leben beherrscht von dem Gegensatz zwischen Freien und Unfreien. Freie und Unfreie gab es auch jetzt noch. Aber man legte kein grosses Gewicht mehr auf diese Unterscheidung, seitdem die Freiheit so vielfach dahingegeben ward um ein irdisch Gut, seitdem Unfreie so stark am Heeresdienst teilnahmen und an den Höfen zu massgebenden Stellungen gelangten. Auch das Christentum hatte den Begriffen Freiheit und Knechtschaft einen neuen Sinn und Inhalt gegeben. Andere Begriffe gelangten zu Bedeutung und andere Schichtung setzte sich durch. Je mehr sich die Tätigkeit des einzelnen zu einem Sonderberuf verengerte, desto mehr schlossen sich auch die Angehörigen desselben Berufes zusammen, und das Volk zerfiel nun nicht mehr in Freie und Unfreie, in Grundbesitzer und Landlose, sondern in *Geistliche, Ritter, Gewerbetreibende und Bauern* . . . So trat nun die *berufsständische Gliederung* des Volkes seit etwa der Mitte des 12. Jahrhunderts immer deutlicher in Erscheinung . . . Der Berufsstand, die Berufsgemeinschaft wird der Kreis, in dem der einzelne vorwiegend lebt, von dem er seine Kraft und Stütze empfängt, der seine Lebenshaltung, seine Wohnung, seine Kleidung, seine Entwicklung bestimmt, über den hinaus er aber auch nur schwer kommen kann.» Unter diesen Ständen war der *geistliche* von jeher durch eigene Tracht, besondere Wohnung, eigenes Recht und Gericht ausgezeichnet. Während der *Kreuzzugszeit* bis ins 14. Jahrhundert hinein gewann aber der *Adel* die beherrschende Stellung.

Die ehemals unfreien, zum Reiterdienst herangezogenen, mit Lehensgut belohnten Diestmannen oder Ministerialen waren in den durchfochtenen

Kämpfen Kameraden der freien Herren geworden und hatten sich mit ihnen durch die ritterliche Lebensweise, durch die befestigte steinerne Wohnung, durch die Beschäftigung mit Waffendienst und Verwaltung, durch die Erziehung in den Stufen des Pagen, des Knappen und Ritters, durch Kleidung und Ausrüstung und durch ein besonderes Standesideal zusammengeschlossen. Wohl blieben noch deutliche Schranken zwischen dem hohen, freien Adel und dem niederen Dienstmannenadel. Aber beide schlossen sich im ritterlichen Standesbewusstsein vielfach vom Volke ab. Wir machen uns in der Zeit, die wir betrachten, oft ein falsches Bild mit den Begriffen «Ritter» und «Vogt». Waffendienst und Jagd waren in diesen Zeiten nicht mehr — wie manche meinen — die Hauptbeschäftigung des Ritters. Er war in starkem Masse Verwaltungsmann geworden, zog als Meier oder Kellner die Abgaben an die Grossgrundbesitzer ein, richtete als Vogt über kleinere Vergehen und schützte die Rechtsordnung. Seitdem die Heldenzeit des Rittertums, die Kreuzzugsbewegung, vorbei war, seitdem das Reiterheer in den Schlachten mit bürgerlichem und bäuerlichem Fussvolk — namentlich im Kampf bei Morgarten gegen die urschweizerischen Bauern, in der Sporenschlacht bei Courtray gegen die flämischen Handwerker (1302), und später bei Laupen, Sempach und Näfels — seinen militärischen Nimbus verloren hatte und die aufkommende Geldwirtschaft mit ihren anderen Bedingungen das Naturaleinkommen entwertete, verlor der ritterliche Stand immer mehr seine beherrschende Geltung. Manche seiner Angehörigen stellten sich führend in die *städtische Entwicklung* ein, wenn sie nicht da und dort als Raubritter mit roher Gewalt ihre Stellung zu halten suchten. — Obgleich so die *Feudalkultur* allmählich verblasste, gingen doch manche geistigen Werte, die sie gepflegt hatte, nicht unter. Heute noch liegt im Begriffe «Ritterlichkeit» ein Lebensideal, das wir dem reifenden jungen Menschen, z. B. (durch die Ironie des Dichters zum tiefern Wesen dringend) in Cervantes' «Don Quijote» lebendig vor Augen führen können. (Vergl. Dr. Aug. Rüegg: »Das ritterliche Ideal«, im II. Renaissance-Jahrbuch 1919/21). Etwas von diesem Gegenwartswert des «Ritterlichen» deutet auch Schnürer an (III. 220): «Erinnern wir uns daran, dass wir von den Rittern der Kreuzzugszeit das Ideal des Weltmannes erhalten haben, dem Grossmut, Treue und Pflichttreue am höchsten stehen und dem noch heute die Besten unserer Zeit nachstreben. Daraus entwickelte die ritterliche Welt jene Formen, die uns den gesellschaftlichen Verkehr so sehr erleichtern und veredeln. Ihnen liegt in letzter Linie das christliche Demutsideal zugrunde . . . Dieses Gesellschaftsideal . . . erfasst zu haben, wird der Ruhm unserer abendländischen feudalen Kultur bleiben . . .» Der gleiche Historiker sagt weiter vom Einfluss des Rittertums auf die Kulturentwicklung: «Die ritterlichen Kreise trugen auch sonst zur Entwicklung der begabteren bürgerlichen Schichten Grosses bei, nicht allein durch die Anregung und Anziehung, die sie auf Gelehrte und Geschichtsschreiber ausübten, sondern vor allem durch die Förderung der Kunst, die ihrem Prachtbedürfnis Genüge tun sollte . . . Sie haben lange verhindert, dass im Abendlande ein ertötender Staatsabsolutis-

mus wie in Byzanz aufkam. Durch sie wurde dem Abendland jener Drang nach Freiheit eingepflanzt . . ., dem ein nicht geringer Anteil daran zuerkannt werden muss, dass das Abendland mit seiner aussereuropäischen Kolonialbevölkerung die Führung der Weltkultur erhielt . . . Die feudalen Kräfte haben auch die Anregung zur Ausbildung ständischer Verfassungen gegeben, die wir allenthalben im christlichen Abendlande finden, während wir in dem antiken Stadtstaat nichts davon wahrnehmen . . .»

Die Durchsetzung der *Geldwirtschaft* war auch für den *Bauernstand* bedeutungsvoll, insofern die Naturalzinse allmählich in Geldabgaben umgewandelt wurden. Die Bauern übertrafen an Zahl alle andern Stände. Innerhalb des Standes war ihre rechtlich soziale Stellung abgestuft. Namentlich in den abgeschlossenen Tälern unserer Alpen gab es noch Bauern, die auf ihrem freien Eigen sassen. Weit grösser aber war die Zahl derer, die von einem Herrn abhängig waren. Während ein Teil der Freien ein Stück ihrer persönlichen Freiheit preisgegeben hatte, wurden umgekehrt Leibeigene aus der Knechtschaft entlassen und mit einem kleinen Gut begabt; Hörige hatten militärische und Verwaltungsaufgaben erhalten und konnten als Ritter über die Freien aufsteigen. Die Landflucht und der Einfluss des Christentums milderten frühere soziale Härten. Am besten waren unter den Unfreien meist die Gotteshausleute gestellt, wie wir bei den Untertanen des Abtes von Murbach in Luzern sehen werden. Mit der Schwächung des Feudaladels wuchs auch das Selbstbewusstsein der Bauern. In den Markgenossenschaften vereinigten sich Freie und Unfreie zu gemeinsamer Behauptung ihrer Interessen und zur Wahrung der Rechte und Gewohnheiten gegenüber landesherrlichen Bestrebungen; hier liegt der Aktionsherd der werdenden bäuerlichen Urschweiz.

Dieses bäuerliche Selbstbewusstsein und Freiheitsstreben verband sich bei der Bildung des Vierwaldstätterbundes mit dem mächtig aufstrebenden *Bürgertum*. Unter dem Schutze eines befestigten Verwaltungszentrums oder eines Klosters liessen sich *Kaufleute*, die typischen Vertreter des neuen Wirtschaftslebens, nieder und boten ihre Ware feil (Messen). Sie brauchten und verbreiteten dabei die Erzeugnisse des Gewerbes. So kam neben ihnen immer mehr auch der *Handwerkerstand* auf. Durch die Ringmauern, Türme und Wallgräben wurden die verschiedenen sozialen Schichten innerhalb der städtischen Siedelung wirtschaftlich und politisch enger zusammengefasst. Diese Befestigung ist eines der Merkmale, das die mittelalterliche Stadt vom Dorfe unterschied. Ein zweites — oft auch das erste — Merkmal ist das Marktrecht. Die Entwicklung der Geldwirtschaft und der daraus wachsende Wohlstand der Bürgerschaft brachte auch dem Stadtherrn Gewinn. Zum Schutze der grossen Märkte erhielten darum die Kaufleute besondere Rechte, die sie unter der Aufsicht des Stadtherrn und seiner Ministerialen durch eigene Vertrauensleute handhabten. Allmählich gewann dieses Marktrecht über die Kaufleute hinaus für die ganze Bevölkerung der Stadt Geltung. So entstand das Stadtrecht und eine eigene Verwaltung innerhalb des Stadtgerichtsbezirkes oder «Weichbildes». Je mehr nämlich die adeligen Verwalter und die Kauf-

leute wirtschaftlich erstarkten, um so mehr Selbstständigkeit suchten sie sich gegenüber dem Stadtherrn zu verschaffen. In teilweise heftigen Kämpfen gelang es ihnen — meist im 13. Jahrhundert — aus der Marktaufsicht eine eigene, aus ihrer Mitte gewählte Obrigkeit zu bilden. Dies war der Rat, die dritte Eigentümlichkeit der Stadt. Er vermochte allmählich die wichtigsten Hoheitsrechte (Zoll, Münze, hohe Gerichtsbarkeit) ganz in seine Hand zu bringen. Manche Stadt wurde ein selbständiges, reichsunmittelbares Gemeinwesen. *Adelige*, die dem zukunftsreicheren Zug in die Städte gefolgt waren oder dort von Anfang an die grundherrliche Verwaltung besorgten, sicherten sich kraft des persönlichen Ansehens oft die wichtigsten Stellen, z. B. das Schultheissenamt und die Führung der städtischen, auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht gebildeten Truppen. (Bekanntere Beispiele: die Ritter von Erlach, Bubenberg, Hallwil in Bern, Ritter Rudolf Brun in Zürich, Petermann von Gundoldingen in Luzern usw.)

(Fortsetzung folgt).

María Montessori und ihr Erziehungssystem

B. G.

(Fortsetzung.)

IV.

Wenn das Kind sich tatsächlich frei soll entwickeln können, dann muss es in seiner Umgebung Mittel vorfinden, an denen seine geistigen Kräfte sich methodisch entfalten können und die ihm die Selbsttätigkeit ermöglichen. Montessori schuf dieses Mittel in dem sogenannten Montessori-Material, dessen Gebrauch von manchen zum Hauptmerkmal der Montessori-Schule gestempelt wird; freilich mit Unrecht. Das Lernmaterial Montessoris gibt dem Kinde die Möglichkeit, die in ihm schlummernden Kräfte gerade in dem Zeitpunkt wachzurufen, da sie am lautesten nach Betätigung rufen. Montessori hat ihr Material auf dem Fundament peinlich wissenschaftlicher Beobachtung bis in die letzten Details zweckmässig und zielbewusst ausgearbeitet. So hat es denn der Lehrer verhältnismässig leicht. Zum Teil benutzt Montessori das Material, das ihr Inspirator Séguin für die Schwachsinnigen verwendete und das sich in der Erziehung dieser Armen glänzend bewährte. In der Schweiz ist die Modellfabrik „Seetal“ bei Ermatingen alleiniger Hersteller des leider etwas teuren Montessori-Materials für den Kindergarten. Die Firma Johannes Müller in Berlin liefert auch Montessori-Lehrmittel für die *Elementarschulen*. — In jeder Montessori-Klasse ist jedes der Montessori-Lehrmittel nur je einmal vertreten. Dadurch sollen die Kinder zu sozialer Rücksichtnahme und zu uneigennützigem Verzicht erzogen werden.

Ich muss mich darauf beschränken, auf *einzelne* Übungsmaterialien Montessoris hinzuweisen. Vorerst beschäftigt uns nur das Material für das Kleinkind. — Es ist überaus wichtig, dass das vorschulpflichtige Kind alle seine Muskeln übe und sich so die nötige Geschicklichkeit fürs praktische Leben aneigne. Dazu gelangt es ausser durch häusliche Betätigung, Gartenarbeit, Turnen, Werkunterricht auch durch seine Arbeit an den 8 Montessori-Rahmen. Daran lernt es methodisch all die feinen Handgriffe, die nötig sind beim

An- und Auskleiden: das Schnüren, Knöpfen, Zusammenhaken etc.

Das frühe Kindesalter ist aber auch die Zeit, da die Empfindlichkeit der Sinne in hohem Masse der Vervollkommnung fähig ist. Der Uebung des Auges dienen unter anderm die Einsatzkasten mit runden Oeffnungen von verschiedenem Durchmesser und ungleicher Tiefe, in die das Kind die entsprechenden Holzzyylinder einsetzt. In diesem Material (wie in noch andern Lehrmitteln Montessoris) ist das Prinzip der Selbstkontrolle verwirklicht. Hat nämlich das Kind einen Fehler gemacht, dann muss es unbedingt selbst darauf kommen, weil ihm am Schluss ein zu grosser Zylinder übrigbleibt. Zuerst ist seine Korrektur ganz mechanisch, der Fehler erst führt es darauf. Allmählich aber wird sie psychologisch, indem es bewusst, durch gespannte Aufmerksamkeit, Verwechslungen zu vermeidenden sucht. Damit setzt auch schon die Geistestätigkeit ein. Wie strahlen die Aeuglein der Kleinen, wenn der letzte Einsatz unter ihre Arbeit ein „Richtig“ setzt! — Der Uebung des Gesichtssinnes dient auch die Arbeit am sog. „Turm“. Dieser wird gebildet aus 10 Würfeln mit der Kantenlänge 10—1 cm. Doch sind die Seitenflächen der Würfel nicht etwa mit farbigen Bildchen geschmückt, wie beim Würfelturm, der in allen Spielwarengeschäften käuflich ist. Des Kindes Aufmerksamkeit muss sich ja einzig auf die Grösse konzentrieren. — Was aber soll geschehen, wenn ein Kind das Material anders als im gewollten Sinne brauchen möchte? — Dann sucht die Lehrerin es ganz unauffällig auf die richtige Bahn zu lenken, vielleicht dadurch, dass sie der Aufgabe einen besondern Reiz gibt. Die freie Gestaltung hat in der Montessori-Schule wohl einen grossen Spielraum, „nicht aber am Material“, sagt Schröteler („M. u. die d. Kath.“, Seite 12).

Das feine Unterscheiden der Farben lernt das Kind an 64 Farbspulen. Es sind dabei 8 Farben in je 8 Abstufungen vertreten. Sehr mannigfaltig und anziehend gestaltet sich die Arbeit gerade an diesem Material. Wie überall, so muss die Lehrerin auch hier eine persönliche Note in den Unterricht hineinzulegen verstehen; sie sei schöpferisch im Erfinden immer neuer Arbeitsmöglichkeiten am Material. —

Die Uebung des Tastsinnes bezwecken die „Stoffproben“. Diese bestehen aus 12 Lappen von verschiedener Feinheit, je doppelt vorhanden. Durch Betasten, bei verbundenen Augen, soll nun das Kind immer die gleichen zu paaren suchen. Dadurch, dass Montessori hier, wie bei noch manch andern Arbeiten, den zu üben den Sinn isoliert, vermittelt sie dem Kind ganz klare Begriffe, in diesem Fall z. B. „grob, fein“. Da der Gesichtssinn ausgeschaltet wird, ist eine Verwechslung mit den Begriffen „Wolle, Seide“ unmöglich. — Das Material zur Schärfung des Gehörssinnes sind Rasselbüchsen und Glocken.

Oft wird Montessori der Vorwurf gemacht, ihr abstraktes, lehrhaftes Material bedeute aber gerade einen Eingriff in die Freiheit der Kleinen, die doch so gern sich dem Spiel ihrer phantasievollen kindlichen Denkweise überlassen. Doch die Aufmerksamkeit und Freude, womit die Kinder am Montessori-Material arbeiten, beweisen zur Genüge, dass Dr. Montessori da etwas geschaffen hat, das der Natur der Kleinen auch entspricht, das also ihre freie Entwicklung niemals